

Heimat und Ferne

Dienstag, 10. Mai 1932

Nummer 18

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Zeitbilder aus dem Memelland

Von Gerhard v. Gottberg.

Der Tag fängt in Dampfen an. Neben dem alten Schulhaus drüben schwer und knarrend der Drehschlag des Schulz, die Hühner gackern vor der Schultür, und gegenüber klingelt hell im Doppelschlag des Schmiedes Handwerks.

Gegen neun Uhr kommt der Postmann; es ist alles wie sonst und doch nicht wie sonst. Man fühlt und hört fast seinen Weg durchs Dorf. Denn, wo er seine Post brachte, verstummte plötzlich die Arbeit, der Schmied vergaß sein Kling-Klang, drüben der Schulz hörte mit Drehschlag auf. Auch in der Klasse ist es plötzlich still geworden. Der Postbote hat die Zeitung gebracht, die ein jeder liest. Lehrer Jobst starrt daraufhin, der Kopf des Blattes ist wie sonst — aber drunter nur weiße Flecken mit dem schwarzen Großdruck: „Erscheinen verboten!“

Noch etwas anderes befindet sich bei der Post, der alte Beamte muß den Lehrer erinnern, ein großer gegen Entlohnung auszubehaltender Umschlag mit dem Litauer Amtssiegel.

Der Lehrer unterschreibt, stellt seinen Stuhl in seinem Gesicht... und dann reißt er den Umschlag auf. Mit einer

seltsam starken Bewegung streicht er über die Stirn, liest — liest noch einmal. Unheimlich still liegen die Kinder, mit großen Augen sehen sie auf den Kantor, und auch der Postbote wendet sich nicht ab: „Was ist's, Herr Jobst? Was will der Litauer Dummel wieder?“

Und dann krallt es tonlos von blassen Lippen: „Aus-

gewiesen — abgelehnt!“

Die Mitteilung ist über den Landhüter... fliegt mit der Post durchs ganze Dorf. Unwirklich ist die Wahrheit oft, unwirklich und unfähig in Grausamkeit.

Mittags fährt der Schulz mit zwei Gemeinderatsmitgliedern gen Memel, sie wollen sich ihren deutschen Lehrer, ihr deutsches Denken, ihre deutsche Kultur nicht nehmen lassen. Sie geben zur Stadt, um ihr Recht zu fordern. Arme Deutsche, die an verbriefte Beträge und Recht als einziges Volk in der Welt zu glauben vermögen! Und sie kommen zurück, der eine, der aufgebracht, ist blutig geschlagen; die andere sind stumm und verfallen.

Als der alte Lehrer zwei Tage später das Dorf, wo er zwanzig Jahre lebte, verläßt, klingelt das Lied seiner Schul- kinder ihm nach, das, was er sie noch lehren konnte, in letztem Aufbegehren: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

Worm! Es ist das Sibirien Litauens. Es liegt an der äußersten Grenze; um das Lager ziehen sich dreifache Wellen von Stacheldraht. Der Frost haust in den Holzparaden, der Hunger ist das Inventar, und der Fluch der Gefangenen sein Ausdruck. Hier sitzen die Besten aus Kalpaeda; denn wenn sie dafür „Memel“ sagen würden, wäre die Strafe ihr Los.

Bauernsohne des Landes, aufrechte Pastoren, Beamte, die für das von Litauern geschworene Recht lieber Gefangenschaft als den Rechtsbruch still ertragen, deutsche Gendarmen, die sich weigerten, litauische Grenzbrechung durchzuführen. Hier haust das ungetroffene Deutschum zu Anwesen gewordenen Brüdern.

Der Hag schleicht ums Lager, und Spindel leben in den Paraden; Männer, die immer wieder die Rede auf Deutschland bringen und Jornauskünfte auslösen möchten, um eiserner Goldstücke wegen nachher Anzeige zu erstatten. Hier sitzen Deutsche schon seit neun Jahren und warten — warten auf das Volk jenseits der schwarz-weißen Grenzpfähle. Ihr Glaube an Deutschlands Erwachen ist größer als all ihre Hungerqual.

Da ist der Bauer Dabudat, der die alte deutsche Kriessflagge — ein-mal schützend vom eigenen Torpedoboot geborgen — im Schrank hatte, der sie hütete, wie eben nur ein Deutscher ein Kleinod des Vaterlandes zu hüten vermag. Ein Jahr fast hat er angeleitet in Einzelstille gefesselt. Und jetzt sind es Jahre her, daß er mit Scholle und Heumat dieses elende, furchtbare und zermürbende Worm veranfaßt.

Neben der Zelle, wo bis vor kurzem der gestürzte litauische Diktator Woldemaras saß, hat ein fast fünfjähriger Gendarm des Memellandes Einzelhaft. Einmal holte er sich bei Gortice das Preußenkreuz 1. Klasse. Das Blut des alten Soldaten wallte auf, als man gegen Geist und Recht eine Landwirteverammlung auflöste und deutsche Memelländer schlug. Da trat er für die Gerechtigkeit ein — und leidet für das Deutschum in Ketten.

In Haus C. ertragen ein deutscher Geistlicher und ein Journalist litauische Folterung — weil, ja sie wissen es ja selbst kaum, weil sie deutsch dachten und fühlten und als Memelländer glaubten, verbrieft Rechte zu diesem Denken haben zu dürfen.

In D. stirbt deutsches Leben: ein armseliges Fischerdorf ist es — und wo Fischer wohnen, klopft die Not an die Türen. Fortes Gefallen haufen dort, die Meer, Sturm oder Eisgang nicht scheuen, denen jedes Brotstück zur täglichen Gefahr wurde. Alte Boote besetzen sie und vielfach gestülpte Netze.

Tagaus, tagein zogen sie zum Gang hinaus, weilab von den Heimathäusern.

In E. ist der Litauer nun auch Herr geworden; Memellandrechte zerbrach die Macht, Memellandgesetze gerichtete Gewalt, Memelländer sind litauisches Freiwill geworden. Zum Großteil sitzen die Fischer nun stumm in ihren armseligen Kisten, die Boote liegen hoch am Strand; denn die Ausfahrt wurde verboten. Alle Grenzen sind ja abgeperrt, alle zer- stungen mit Verbotsbann belastet... aber durch die Fischer, die draußen auf Raht Brüder aus Litauen treffen konnten, wäre Verbindung möglich. Und die Not ist ein Nichts im litauischen Sprachgebrauch, wenn sie Deutsche betrifft. Der Gangheim fehlt, das Ausfahrtsverbot erstickt alle Möglichkeiten.

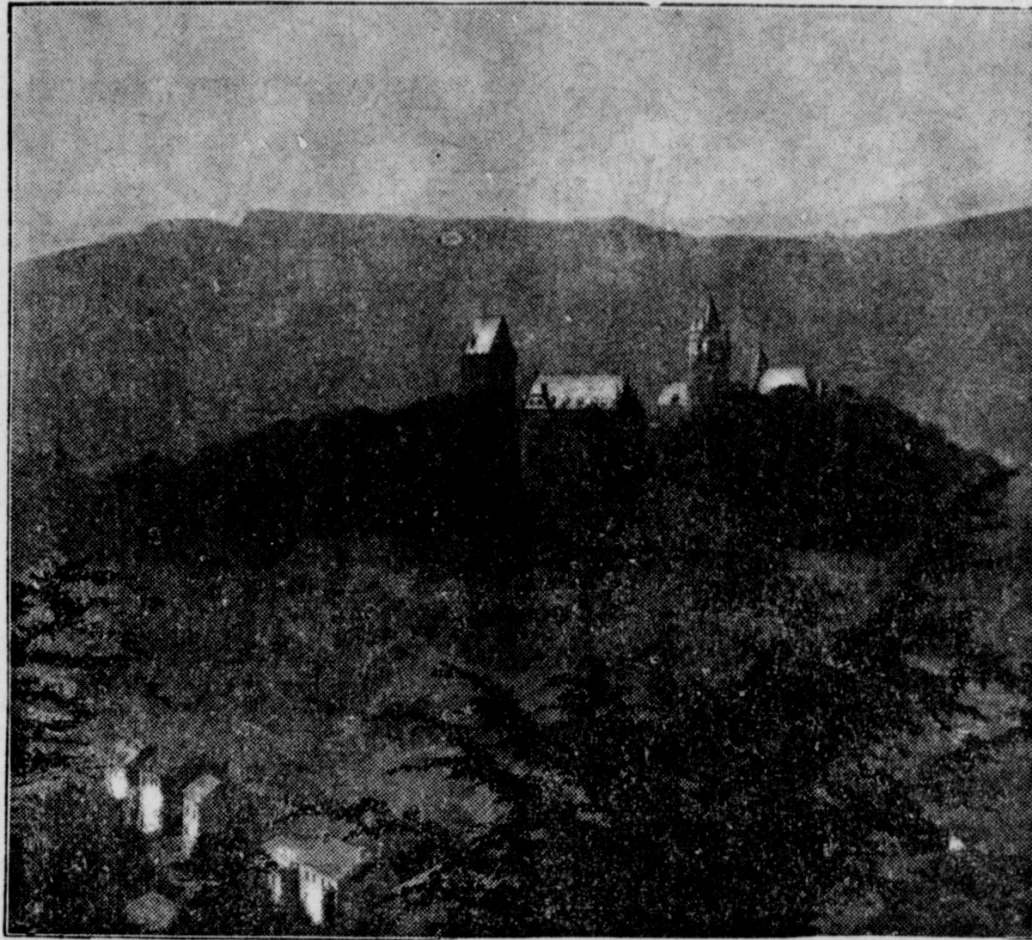
Die Bevölkerung wächst. Raubstolos stehen sie in Seiden- frug, Memel, Ruten oder wie sonst die kleinen Litz heißen. Die Stille der Dörfer ist dahin, die Einsamkeit des Landes zerborsten, der Raum in den Dorfkästen wurde zu eng. Man mag nimmermehr über die Dorfkästen gehen; denn Fremde, die keine Arbeit haben und keinen Beruf und keine Beschäftigung, tummeln sich dort, sind fast zwangsweise in den niederen Häusern deutscher Memelländer eingekerkert, der Schnaps in der Wirtschaft ist ihr Lebensinhalt.

Immer neue kommen mit den großen Betzeln, den Litauer-Amtssiegeln. Einwandbarer sind sie, die Memelländer Recht erhielten. Qualgeister, vor denen deutsche Frauen kaum sicher sind. Auf den Gemeindegemeinden kommen die Schulzen vor Schreibstam kaum zurecht; die Wahllisten wurden größer und größer. Die Abstimmung stand ja vor der Tür.

Sorgenvolle Gesichter haben die Menschen. Die Jung- bauer müssen an sich halten; denn bei jeder Schlägerei mit neuen neuen Dorfbewohnern werden eisdne Deutschendende verhofst... Wormy droht, und mit jedem Verhofsteten fiel eine deutsche Wahlstimme aus.

Man magt im Memelland kaum mehr frei zu sprechen. Nur die Gloden auf den Türmen vermögen es. Sie rufen die deutschen Brüder in der Heimat und brausen und flehen: „Gott! Mach uns frei!“

Das schöne Sauerland



Burg Altena.

Von allen sauerländischen Burgen hebt sich die zu Altena auf dem schmalen Grat der Wolfsegg durch ihre charakteristischen Türme und ihre Vollständigkeit heraus. Zwischen Rente und Rente erheben sich die umfangreichen Burganlagen der einstigen Grafen von der Mark unge-

fähr 100 m höher als die Kreisstadt Altena. Ein sehens- wertes Heimatmuseum und eine Jugendherberge füllen die den inneren Burghof umfäumenden Gebäulichkeiten aus.



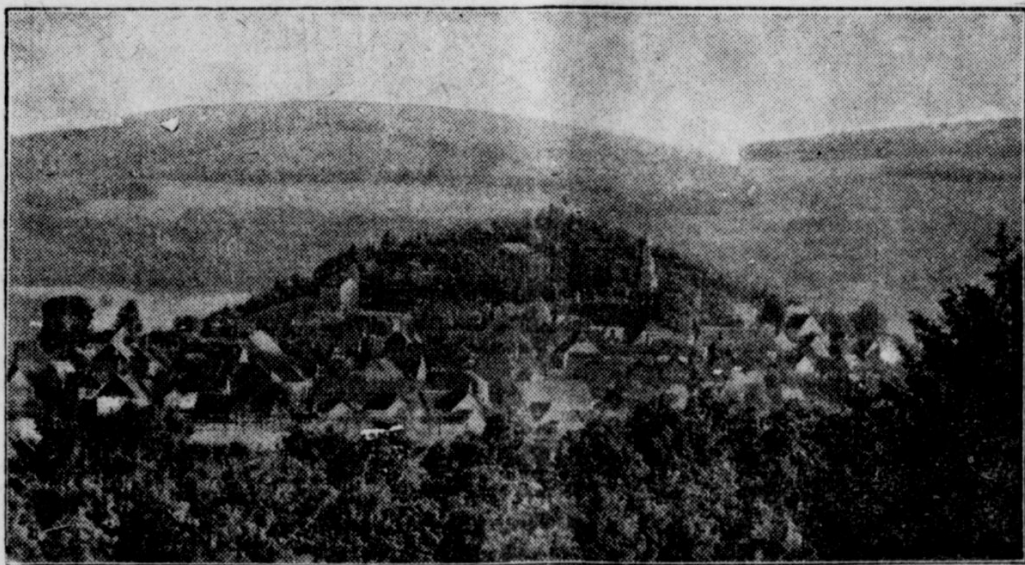
Alter Brunnen im Sauerland.

Der rechte Wanderer liebt es, nicht nur auf seinen Weg zu achten, sondern auch die Augen offen zu halten, wenn es draußen im Grünen oder in den alten Dorfsiedlungen etwas Bemerkenswertes zu bewundern gibt. So ziehen die alten Ziehbrunnen oder mit kunstvollem Eisenwerk geschmückte Brunnen ganz besonders die Aufmerksamkeit aller Heimatfreunde auf sich. Nochmal so gut mündet ein Schluck klaren Bergwassers aus solchem, wie weiß wie alten Brunnen.



O Täler weit, o Höhen (Im hohen Sauerland).

Saben uns die Wanderfüße aus den Niederungen zu den grünen Höhen des sauerländischen Berglandes empor- getragen, dann werden wir jumeist durch stimmungsvolle Kernblicke für die Anstrengung und den Schweiß be- lohnt. Weit, weit schweift unser ob so viel Schönheit trunkenes Auge über die liebrenden Täler und buchtigen Berge des Sauerlandes und traumverloren sinnen wir nach über den Sinn der Dichtervorte „O Täler weit, o Höhen!“



Eversberg.

Zwischen mittlerer Höhe und ihrem größten Neben- fluss von rechts, der Möhne, erstreckt sich meilenweit das Paradies für Tröstelnde suchende Wanderer, der Eversberger Wald. Von einem Bergvorsprung dieses gottgesegneten sauerländischen Waldgebietes grüßt als

Patriarchen der Platane

Von Dr. Raoul S. Francé.

Fast überall in Süddeutschland und Österreich erstreckt man sich in Stadtparkanlagen und Kurgärten der einen oder anderen großen Platane und schaut an diesem von fernher ge- kommenen Baum mit Recht seinen weit ausladenden Wuchs, die elegante und malerische Form seiner Krone und den tiefen Schatten, den eine Platanenallee bietet. Allerdings hat gerade

dieser Baum, den die einen für einen Gast aus Nordamerika, die anderen für einen Orientalen halten, auch seine Gegner in der Gärtnerei. Er erlaubt sich unter allen Parkbäumen am spätesten, und — was allerdings wenig bekannt, wenn auch ziemlich häufig ist — er erzeigt Enghandlungen der Schleimhäute. Der Aufenthalt unter jungbelaubten Platanen ist nicht ganz unbedenklich; die jungen Triebe sind mit Drüsen- haaren bedeckt, die leicht abfallen und zu Reizungen der Atem- organe Anlaß geben können. Die Platane ist überhaupt ein merkwürdiges Geschlecht, das einzige in seiner Familie und

als solches auf der ganzen Erde auch nur in wenigen Arten (Platanus orientalis, P. occidentalis und P. cuneata) ver- breitet, also ein isolierter, sehr alter und ausdauernder Typus, gewissermaßen ein „Urbaum“, der, mit seinen auf verschiedene Bäume verteilten, durch den Wind im Mai befruchteten Blüten seit der Kreidezeit in Amerika heimisch, zu den ältesten Laubbaumtypen der Pflanzenwelt überhaupt gehört. Die westliche Art, kleiner und an den dreilappigen Blättern kennt- lich, kam auch von dort zu uns, die orientalische aber ist die eigentliche Riesplatane; schon im Altertum als der schönste Baum des Morgenlandes gepriesen, mütet sie mit ihrer gelb- grünen Schilferinde und den großen fünfklappigen Blättern ganz fremd in unserer Flora an. Werthwürdigerweise bildet die dritte Art (P. cuneata) im Kaukasus nur Sträucher. Wir pflanzen vorwiegend die amerikanische Art an, da sie weniger frostempfindlich ist; die Römer dagegen importierten mit Vor- liebe den orientalischen Baum, von dem sie erzählten, er sei das erste fremdländische Gewächs gewesen, das nach Italien gekommen sei. Und so kommt es, daß gerade die schönsten und gewaltigsten aller bekannten orientalischen Platanen nicht in ihrer mittel- und vorderasiatischen Heimat stehen, sondern auf dem Boden des einstigen Imperiums. Für den ältesten Baum hält man die Janitscharenplatane zu Stambul; sie ist vielleicht der Baum, der die blutigste Geschichte auf Erden hat, obwohl ja auch sonst alle Völker Reizung hatten, Bäume als Gerichtsplatz zu wählen. Wo die Stätte der Atropolis und der ältesten Straßenzüge von Byzanz lag, auf dem ersten Hügel von Neu-Rom, errichteten später die Türken das „Serail“, in dem alle früheren Sultane wohnten. Dort, übertrag von der Hagia Sofia, steht immer noch die von manchen auf 2000 Jahre geschätzte, sicher wohl auf byzan- tinische Zeiten zurückgehende riesige Janitscharenplatane. Unter ihr versammelten sich seit der Eroberung Konstan- tinopels die Janitscharen bei ihren zahllosen Versammlungen, hier wurde immer wieder blutiges Gericht über Verräter ge- halten bis zu jenem schrecklichen, als Mahmud II., um die lästige Prätorianergarde loszuwerden, sie hier 1826 versammelte, umzingeln und niederknallen ließ. 15 000 Menschen sind an einem Tag unter jenem Baum gestorben. Vielleicht hat diese Barbarei die Platane so zerstört. Als ich sie 1928 sah, war sie eigentlich nur noch eine traurige Ruine. Ganz anders der Eindruck der beiden größten Platanen der Welt, an einer wahren Stätte des Friedens, verborgen im südlichen Dal- matien und jahrhundertlang verschollen, bis sie erst jetzt bei der Wiederentdeckung des dalmatinischen Sonnenlandes für den Touristenverkehr die größte Beachtung finden. Das sind die Platanen von Cannosa, deren Wäge in Europa wohl von keinem Baum übertroffen werden. Serpentina heißt der kleine malerische Hafen nördlich von Ragusa, in dem man landen muß, um die Kolosse zu besuchen, die man als wahres Baum- gebirge schon von fernher an der bergigen Küste ragen sieht, die mit ihren vielen Zapfen und Ästen an die schönsten Gegenden Kleinasiens erinnert. Ein Dörfchen, heute Trsteno genannt, breitet sich um sie, und sie stehen gleichsam auf seinem Marktplatz auf einer aufgemauerten Terrasse. Seit wann schon? Natürlich nicht ihnen die Ortslegende tausend- jähriges Alter bei; in Wirklichkeit dürften sie nicht älter als 600 Jahre sein. Trotzdem sind ihre Wäge überwältigend. Der Stamm der größeren hat am Boden 25 Schritt Umfang, und sechs bis sieben Männer können ihn kaum umspannen. Von der niedrigsten Ästigkeit bis zum südlichsten Ende der Krone muß man 65 Schritt gehen. Dieses Wunder der Vegetation ragt mit seinen edelsten Stämmen kergehend bis an dreißig Meter wie ein Turm empor; trotzdem erstreckt sich der überhöhte Baum so in die Breite, daß der Dorf- wirt der Gostiona dort schon für eine ganze Volksversammlung die Tische stellen konnte. Friede, träumerische Einsamkeit, etwas wie die Stille einer Naturkrone, webt an diesem einzig schönen Platz. Eine Aussichtsterrasse läßt den Blick über die Küste und das Inselmeer sich verlieren. Dort dämmern die sagenhaften „Glaphiteninseln“ des Pinius, hier grünt ein Hain von Johanniskrautbäumen und Feigen. Auf den Feldern blühen im Venz Taufende von blauen Bismarckiastrahlen, dazu rote Levkoien. Ein Wald riesiger Zypressen ragt düster, hohe Dattelpalmen, tiefer unter im Park ein Korbeerwald, edel- überhöhter Eukalypten, hoher Bambus, sogar Kämpfer- bäume jenseits von einem fast tropischen Klima dieses ge- segneten Erdensinkels. Wie ein schönes Gemälde von Rott- mann liegt diese Landschaft da, gleichsam mit feiner malerischer Kunst komponiert, um die Harmonie der Welt darzustellen. Tausende von Blütenkugeln jähren uns im Geist der Baumgiganten, tiefe Stille breitet sich über uns im Symphonie von üppiger Flora, leuchtenden Blumen, Waldes- grün, Blauhimmel und tiefblauer Südmare. Die Ries- platanen von Cannosa sind sicher eine der Stellen, wo Europa, wo vielleicht sogar die Erde am schönsten ist.

Antarktis —

die Sommerfrische der Zukunft

Der geheimnisvolle Reiz des Südpolarlandes.

Von Commander Frank Worsley.

„Es ist mächtig kalt hier unten, aber eines Tages wird die Antarktis zur Sommerfrische werden.“

Die Möglichkeit dieser mir gegenüber einmal gemachten Bemerkung drängt sich mir jedesmal auf, wenn ich an den Südpol denke. Ich erinnere mich, wie einmal sechs Teilt- nehmer unserer Forschungsgeellschaft auf 74 Grad südlicher Breite nach im Freien lagen, während das Thermometer im Schatten 23 Grad unter Null zeigte. Aber die Luft war so warm und trocken, daß wir uns den Genuß eines Sonnen- bades leisten konnten. Im Januar und Februar steht in der Antarktis der südliche Sommer auf seinem Höhepunkt. Die See liegt glatt da wie ein blaues Tuch, nur von weißen Eisschollen unterbrochen. Die Luft ist von fadenloser Reine, und die Sonne läßt Schnee und Eis glitzern und funkeln. Man kann sich keinen idealeren Erholungsort vorstellen.

Ich kam auf einem kleinen Schoner in das Südpolar- gebiet und betrachtete das malerische Bild von dem niedrigen Deck aus. Vielleicht liegt das größte Lob, das ich der Antarktis spenden kann, darin, daß ich sage, es verjüngt den Menschen. Bei der Rückkehr von einer Südpolarreise fragten meine Freunde mich, ob ich mir eine Affenbrüste habe einsehen lassen! Ich beobachtete auch, daß alle Mitglieder der Mann- schaft in jenen kalten, trockenen Breiten lebhafter und ge- sunder waren als in irgend einem anderen Teile der Welt. Auf einer Polarreise erwartet man keinerlei Luxus. Ich bin indessen sicher, daß niemand glücklicher und gesunder sein kann als der Teilnehmer an einer solchen, selbst wenn ihm nur das gerade zum Leben Nötige zur Verfügung steht. Die Leute gewöhnen sich ohne Schwierigkeit an die rauhe Kost, und auf den Schlittenfahrten wurde nie wirkliche Unzufrieden- heit mit der Ernährung laut. Nachdem wir uns einmal an die veränderte Lebensweise gewöhnt hatten, war das Dasein reine Freude. Wir führten ein gesundes und sorgenfreies Leben.

Zunächst einmal ist die Antarktis keimfrei. Daher gibt es dort keine ansteckenden Krankheiten. Eine Vorleistung von der Natur der Luft gibt die Tatsache, daß die Stimmten im gewöhnlichen Tonfall sprechender Personen auf anderthalb Kilometer vernnehmbar sind und die Schwärze des etwa 4000-

Meer hohen Mt. Erebus von unserer 10 Kilometer entfernten Lager aus deutlich sichtbar war. Die Mahlzeiten geniesst man nirgends mit dem gleichen Behagen wie am Südpol. Man hat immer Appetit, und man betrachtet das Leben mit den Augen der Jugend. Ich erinnere mich an eine Bemerkung unseres Schiffszuriers. „Ich hege nur einen Ehrgeiz“, meinte er, „und das ist, in Amundsens Lager in der Walbucht ein Sanatorium einzurichten und dort Sommergäste aufzunehmen. Dagegen käme kein Bad und kein Skurort auf.“

Abgesehen von den zweifellos gesundheitsfördernden Eigenschaften der Antarktis bietet sich auch reichliche Gelegenheit zu sportlicher Betätigung. 650 Kilometer weit steigt die „Barriere“, eine feste Masse Eis von ungefähr 300 Meter Dicke, aus der See auf, und auf Schlitten oder Schneeschuhen kann man von dort aus zu den einzelnen Lagerplätzen Schackletons, Byrds und Amundsens gelangen. Zum Modell bietet sich überall Gelegenheit, dagegen weniger zum Schlittschuhlaufen.

Zimmerlich mögliche Unannehmlichkeiten wie das Schmerzhaftes Erfrieren eines Fußes oder einer Hand lassen sich leicht behandeln. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß Eintreiben mit Schnee die Sache nur verschlimmert und leicht zu ausgedehnten „Verbrennungen“ führt, deren Heilung möglicherweise Wochen in Anspruch nimmt. Am besten steckt man eine erfrorene Hand in die Aischelhöhle. Dann kehrt allmählich die Körpertemperatur zurück, der Blutumlauf wird wieder hergestellt, und die Frostschmerzen verschwinden.

Querschnitten und Prellungen heilen dagegen in der Antarktis nur langsam. Ich erinnere mich an einen Mann der Besatzung, der beim Fußballspiel zu Fall kam. Sein Arm war Wochen hindurch blau und braun. Storbild, der schlimmste Feind von Vergnügungsreisenden, läßt sich bei richtiger Ernährung bekämpfen. Zitronen in jeder Form sowie gefrorene Grapefruit haben sich als sehr heilsam erwiesen.

Grrippe gehört in der Antarktis zu den unbekannten Erscheinungen, sie wird höchstens gelegentlich von außen eingeschleppt. Im übrigen gewöhnen sich gerade die Europäer sehr leicht an die Kälte. Das heiße Klima hat die eingeweihten Wirkung auf die Angehörigen der westlichen Völker, vornehmlich auf die Frauen, aber ein kaltes, trockenes Klima wie das am Südpol ist einfach ideal.

Selbst wenn ein solcher Erholungsplatz nur in bescheidenem Rahmen gesichert würde und die Transportmöglichkeiten allein in einem kleinen Fahrzeug beständen, würde es an guter Nahrung nicht fehlen. Außer gefrorenen Rindern, Hammeln und frischem Schweinefleisch, die ein Boot befördern kann, würde die Gegend selbst Wal- und Robbenfleisch sowie Pinguine und Möven bieten. Natürlich müßte eine ansehnliche Menge Flaschenbier mitgenommen werden, aber selbst wenn dieser Vorrat ausginge, wäre noch nicht der Durststich zu befürchten. Das Polareis verliert schnell seinen Salzgehalt und läßt sich zu ausgezeichnetem Frischwasser aufauten.

Schließlich könnten die Erholungsfuchenden noch Unterhaltung durch den Rundfunk finden, denn die stärksten Sender lassen sich sämtlich mit einem guten Empfänger gerannholen. Wirklich, unter jedem Gesichtspunkt bildet die Antarktis den besten Erholungsort, den man sich nur wünschen kann. Es ließe sich durchaus denken, daß schon in den nächsten Jahren ein entsprechender Plan in die Wege geleitet wird.

Der Genter Altar der Brüder van Eyck

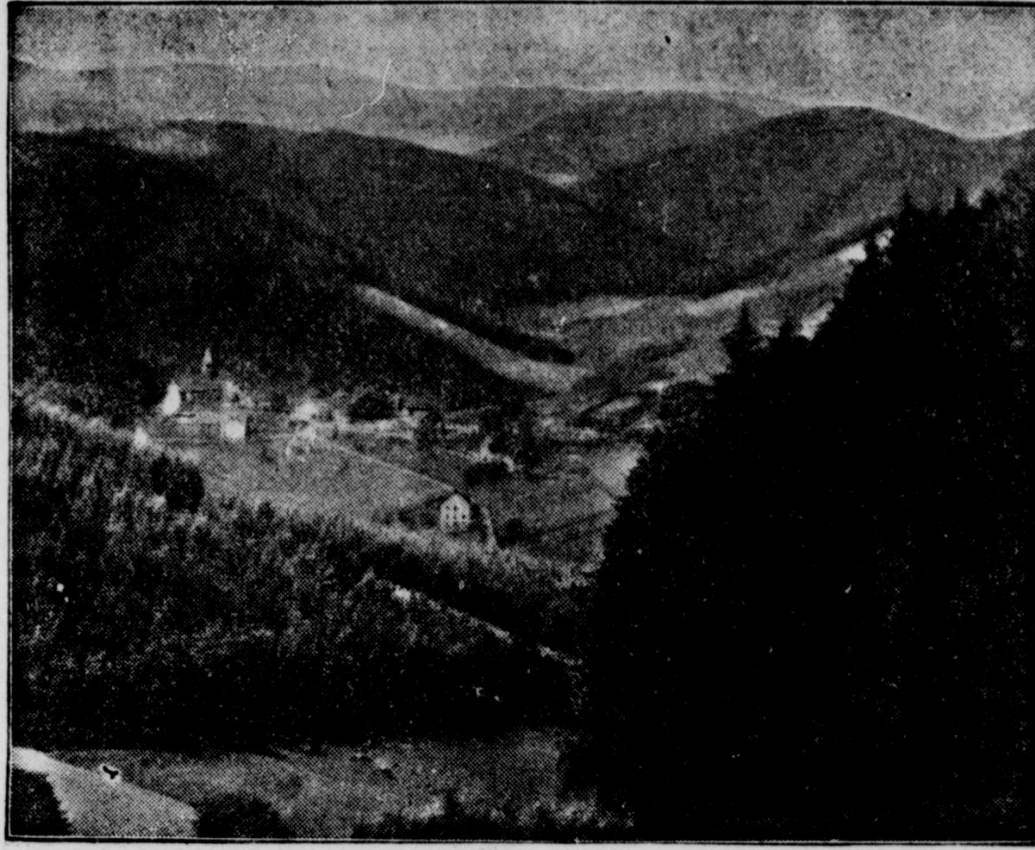
(Zur fünfshundertjährigen Wiederkehr seiner Vollendung am 16. Mai 1932.)

Von Dr. Johannes Zahn-Beipzig,
Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität.

Unter den vielen Tausenden von Werken der Malerei, die uns die Vergangenheit als kostbares Erbe hinterlassen hat, gibt es kaum eines, das sich an Bedeutung für die Entwicklung der Malerei mit dem Genter Altar zu messen vermöchte. Denn er wurde an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit geschaffen, gerade in jenem Augenblicke, als die Merkmale dessen, was wir Neuzeit zu nennen gewöhnt sind, wenigstens auf künstlerischem Gebiete entscheidend hervortreten begannen. Er enthält diese Merkmale in dicht gedrängtem Reichtum. Die beiden Brüder van Eyck haben ihn geschaffen. Der ältere, Hubert, hat ihn begonnen, und der jüngere, Jan, führte nach dessen Tode das Werk bis zum glücklichen Ende fort. Am 16. Mai 1432 wurde der Altar in der St. Savotkirche in Gent aufgestellt. Es ist ein sogenannter Flügelaltar mit einem selbständigen Mittelstück und je zwei beweglichen Flügeln. Öffnet man ihn, dann sieht man in einer unteren Reihe von Darstellungen die Andeutung des Lammes inmitten einer Landschaft mit den von den Seiten herbeizugewandenen Betern; darüber Gottvater zwischen Maria und Johannes, denen sich nach links und rechts kniende Engel und weiterhin Adam und Eva anschließen. Die Außenfläche zeigt die Bildnisse des ständigen Stifter und seiner Gemahlin, die beiden gemalten Standbilder Johannes des Täufers und des Evangelisten und darüber die Verkündigung. Dieses wohlbedachte und planmäßig aufgebaute Ganze ist in späterer Zeit auseinander gerissen worden. Das Mittelstück blieb in Gent, die Flügel mit Adam und Eva kamen ins Brüsseler Museum, die übrigen gingen durch rechtmäßigen Kauf in den Besitz des Preussischen Staates über und waren bis kurz nach dem Kriege im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin zu sehen. Infolge des Versailler Diktats mußten sie als Ersatz für verloren gegangene Kunstwerke an Belgien zurückgegeben werden, und jetzt ist das Ganze wieder an seinem ursprünglichen Orte vereinigt.

Im Genter Altar hat das neue Verhältnis zur Wirklichkeit, wodurch das Mittelalter überwunden wurde, seinen umfassendsten Ausdruck gefunden. Wir nehmen es heute als selbstverständlich an, daß der Maler sich für die Natur, die Landschaft in gleichem Maße interessiert wie für den Menschen. Das Mittelalter aber kannte die Gestaltung des Landschaftlichen nicht. Nur wo dessen Andeutung unbedingt nötig war, um biblisches Geschehen verständlich zu machen, wurde es in einigen formelhaften Abkürzungen gegeben. Im Genter Altar ist die Landschaft auch nur Schauplatz heiligen Geschehens, aber mit wahrer Freude wird hier eine reiche und blühende Natur dargestellt, deren einzelne Fortzen, Bäume, Blumen, Früchte, Felsen mit einer damals völlig unerhörten Schärfe und Genauigkeit wiedergegeben sind. Zum ersten Mal kann man, was vorher unmöglich war, auf einem Bilde Bäume und Blumen wirklich benennen. Auch menschliche Wirklichkeit ist mit neuer Schärfe erfasst. Im Mittelalter gab es keine Porträtmalerei. Zwar sind hochstehende geistliche und weltliche Persönlichkeiten von einem Maler oder Bildhauer ihrer Zeit oft genug dargestellt worden — Porträtschönheit wurde dabei jedoch in den wenigsten Fällen angestrebt, denn mehr als die wirkliche Erscheinung des Menschen galt seine ideale Erscheinung. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehren sich die Fälle, in denen Porträtschönheit gesucht wird. Die vollkommene Lösung des Problems brachte aber doch auch erst wieder der Genter Altar mit den ganz naturwahren Bildnissen des Stifters Rodocus Bydt und seiner Frau, deren Menschentum ausdrücklich in seiner Schlichtheit belassen wurde. Mit einer Kühnheit ohne gleichen find die nackten Gestalten von Adam und Eva gemalt. Wie ein nackter Mensch wirklich aussieht, das wiedergegeben hat die mittelalterliche Kunst weder gewollt noch gewagt. Jan van Eyck dagegen stellte — wir müssen diese Tat wohl dem jüngeren der beiden Brüder zuschreiben — einen bestimmten Mann und eine bestimmte Frau als Altmodelle vor sich hin und hielt Zug um Zug ihrer körperlichen Erscheinung mit allen, auch den häßlichsten Merkmalen ihrer geistlichen und weltlichen Wesenheit fest.

Das schöne Sauerland



Nordenau

Wandern wir vom Rahlen Asten, Westdeutschlands höchstem Gipfel, auf Hauptwanderstrecke 13 westwärts hinab, dann stoßt unser Fuß beim Waldausritt ob dieses herrlichen Naturgemäldes. Auf einer Hochfläche, schützend umhüllt von zahlreichen reichbewaldeten Kuppen,



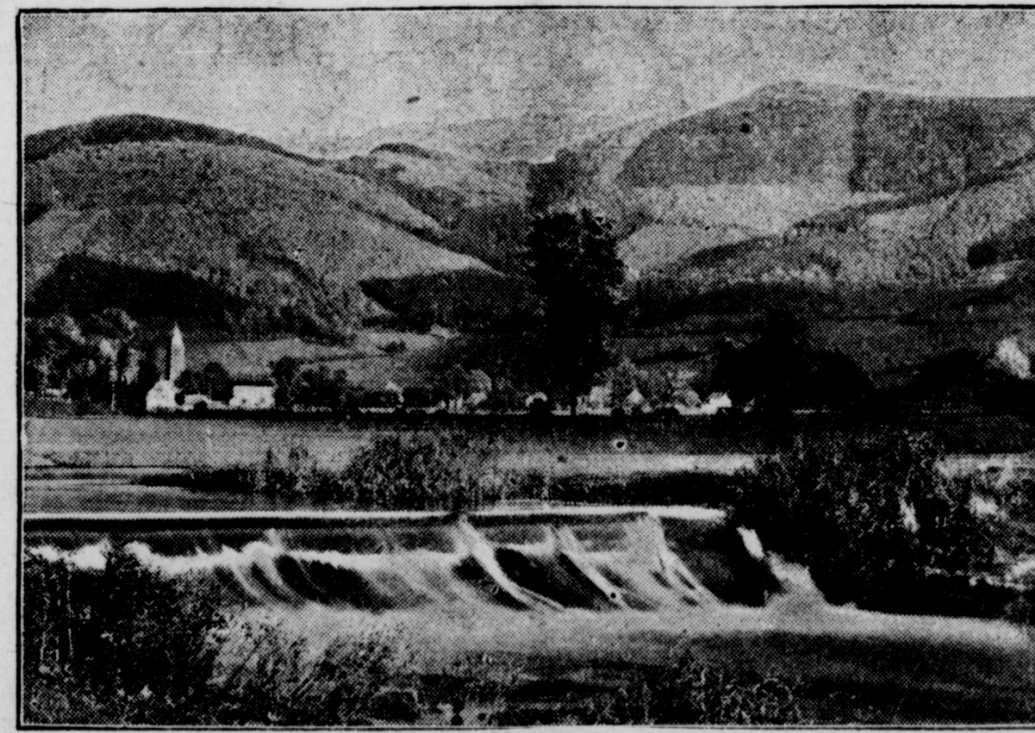
Schloß Verleburg.

Im Herzen des Wittgensteiner Landes, zu Füßen des langgestreckten Rothaargebietes, haben einst die Fürsten von Wittgenstein ihre Residenz in Verleburg aufgeschlagen. Das umfangreiche Schloß mit großen wertvollen Sammlungen alter Waffen, Bücher usw. ist seit kurzem zu jedermanns Besuch freigegeben, nachdem der runderwollte Schloßpark schon früher sowohl den Verleburger Bürgern wie Gästen offen stand. Verleburg liegt nahe der Eder und ist neben Laasphe die romantischste Sommerfrische des waldreichen Wittgensteiner Landes.



Aus Schloß Hohenlimburg.

Kurz bevor die Renne sich mit der Ruhr vermählt, durchfließt sie die Stadt Hohenlimburg. Hoch über dem Städtchen thront das Schloß der Grafen von Tecklenburg-Rheda. Stadt und Schloß haben bereits über 700 Jahre vorüberdauert. In dem Schloß bewohnen wir einen hübschen Erker, einen reichgezierten Brunnen und vom Wehrgang aus eine herrliche Fernsicht ins westliche Sauerland.



Saalhausen im hohen Renne.

Die steilen Renneberge treten nahe an den jungen Fuß heran. Sowohl vom Rothaargebiet her wie von dem Berge gegenüber grünen lichte Laub- und düstere Fichtenwälder herab. Einer der sauberen, mit Schiefer

ganzen 15. Jahrhundert, und nicht nur in den Niederlanden, als leuchtendes Vorbild gedient hat. Höchste Kühnheit und unerbittliche Pflichterfüllung gegenüber der einmal gestellten Aufgabe haben hier in der seltenen Weise zusammengewirkt. Natürlich gibt es zu all dem Reuen wichtige Vorstufen, denn auch die geistige Entwicklung macht keine Sprünge. Aber es gibt kein zweites Werk, in dem das damals im Werden begriffene und bis auf unsere Tage fortwirkende Neue so allseitig formuliert worden wäre wie im Genter Altar.

Tiere im Spiegel

Von Professor Dr. V. A. Schmid-München.

Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der sich noch an den Eindruck erinnern könnte, den das erste Spiegelbild auf ihn machte. Denn jeder von uns ist ja schließlich zu einer Zeit mit dem Spiegel bekannt geworden, wo er auf dem Arm der Mutter oder des Vaters sitzend, sich dort erblickte und noch nicht einmal sprechen konnte.

Gingegen weiß der eine oder andere noch, wie er sich später sehr bewußt mit dem Spiegel auseinandersetzte. Ich persönlich erinnere mich, wie ich als fünfjähriges Kind davorstand, langsam auf ihn zuzuging, mich wieder entfernte, schließlich bis zur nächsten Nähe auf ihn zuschritt, die Nase an das Glas drückte und hinter den (freilebenden) Spiegel sah. Es war das eine Art von kindlicher Wühlgierde, in die sich das Gefühl des Unbegreiflichen, wenn nicht des Unheimlichen, mischte.

Und das Tier? Ich habe viele Tiere am Spiegel beobachtet. Die einen, wie Affen und Kagen, verhalten sich dem Gebaren des Kindes ähnlich. Man braucht nur irgendeinem der bekannteren Affen (Merkaffen) einen kleinen Handspiegel zu geben und wird bald eine Art von Verwunderung am Ausdruck des Tieres bemerken. Es bewegt den Kopf dem Spiegel oder den Spiegel dem Kopf zu, sieht und greift dahinter und kann sich lange nicht über dieses „Phänomen“ beruhigen.

Ueber das Verhalten meiner drei jungen Kagen vor dem Spiegel schrieb ich in mein Tagebuch (es war der 57. Tag ihres Lebens): „Maze steht vor einem drehbaren Naferspiegel und benimmt sich vor diesem wie ein Affe, greift mit den Pfoten dahinter, geht um den Gegenstand herum, sucht nach etwas nicht Vorhandenem und beißt schließlich hinein. Später setzt er seine Tätigkeit am Spiegel fort, sieht aber dann zufällig sein Bild im blauen Blechfaß der Schreibmaschine, zielt und springt direkt auf diesen los. Moritz macht es ähnlich, hat aber keine Ausdauer, während das kleinste und zurückgebliebene Kägen überhaupt nicht Kenntnis von seinem Spiegelbild nimmt.“

Man sieht, es kommt nicht nur auf die Art, sondern auch auf die Individualität der Tiere an. Hunde verhalten sich (der Rasse und Individualität nach) sehr verschieden, die einen machen gar wenig aus ihrem Spiegelbild, andere erregen sich und bellen je nachdem freudig oder jorrig.

An einem jungen Ziegenbock erlebte ich im Kriege, wie er auf sein Spiegelbild in einem Kellersfenster losannte und das Glas zertrümmerte. Ein Meldeleiter (nun Beamter) erzählte mir folgende verbürgte Geschichte. Er ritt mit seinem Pferd (zweites Kriegsjahr) zu dem in einem Schloß untergebrachten Stab und drang reitend bis zum Korridor vor, wo ein großer Spiegel hing. Augenblicklich schlug das Pferd mit den beiden Vorderfüßen unter lautem Wiehern auf den Spiegel ein und zertrümmerte ihn.

Einer meiner Jungfische sträubte sofort unter leisem Redern das Haar, als er sich zum erstenmal im Spiegel sah. Mein Köhler (fälschlich Köhlerreiter genannt) ging Schritt für Schritt vom Spiegel zurück, blinnte dann wieder ein Weilchen mit seitwärts gerichtetem Kopf verärgelt zu dem Spiegelbild hin, ohne sich diesem zu nähern. Geringere zeigen sich Gänse durchaus nicht scheu. Die eine der von mir beobachteten stellte sich lange vor einen großen Spiegel, bewegte dazu den Kopf nach verschiedenen Seiten und ging wiederholt an ihn heran.

Ganz anders war das Verhalten einer Gans, die ich zusammen mit einer anderen im letzten Kriegsjahr hielt. Nachdem die eine davon geschlachtet werden mußte, war die zurückgebliebene sehr niedergeschlagen, zeigte wenig Freßlust und schrie häufig nach der ihr verlorengegangenen Schwester. Als sie nun eines Tages am Kellersfenster vorbeikam und dort ihr Spiegelbild erblickte, blieb sie zunächst dem Ansehen nach, betroffen stehen, machte dann verschiedene Verneigungen und fing hierauf vorgezogenen Halses zu schnattern an. Diese bei Gänsen typischen Begrüßungsgezeiten wiederholten sich mehrmals und erweckten den Eindruck, als wänte die Gans in ihrer plötzlichen Geschwätigkeit nicht sich, sondern ihre Schwester im Spiegel zu erblicken.

Die Frage, ob die Tiere im Spiegel sich selbst erkennen, ist demnach durchaus nicht ohne weiteres zu bejahen, vielmehr macht ihr Verhalten in vielen Fällen den Eindruck, daß sie dort einen Artgenossen wähten. Andererseits können wir bei verschiedenen Tieren eine Gewöhnung an das Spiegelbild wahrnehmen (Kagen, Hunde). Auch lernen verschiedene aus der Erfahrung heraus sich selbst im Spiegel erkennen, worin die sich dort widerpiegelnden Personen und Gegenstände ihrer Umgebung wesentlich beitragen.

Hierzu ein kleines Beispiel. Mein Buntspecht sah eines Tages auf der Schulter meiner Frau und erblickte sich zu fällig im Spiegel. Daraufhin gab er sich einen merkwürdigen Ruck, und als meine Frau sich dem Spiegel näherte, pflöte er gegen das Glas, sah ihr ins Gesicht, blinnte wieder in den Spiegel und so fort, so daß man meinen konnte, er vergliehe Spiegelbild und Wirklichkeit. Von da ab machte er sich nichts mehr aus dem Spiegel. Ich kann mir nicht denken, daß Tiere sich bewußt im Spiegel beschauen.

Die tiefsten Abgründe der Erde

Von Professor Dr. Walter Anderjßen-Berlin.

Als man im Jahre 1925 die Marnahöhle (bei Triefhof) die man später auf den Vercelliabgrund nannte, aufsuchte, war sie mit ihren 450 Metern der tiefste Abgrund, den man auf der Erde kannte. Inzwischen sind aber zwei noch tiefere Abgründe entdeckt worden. Der erste ist der Monteneroabgrund, der südlich der Quezälbergwerke von Joria in dem Italien zugehörigen Teil des einstigen österreichischen Kronlandes Krain liegt. Er wurde am 12. September 1925 unter Führung von Cesare Prez von Mitgliedern der Gesellschaft des 30. Oktobers aus Trieste entdeckt. Dieser Abgrund erreicht eine Tiefe von 480 Metern. Auf seinem Grunde befindet sich ein Wasserbecken, das 20 Meter tief ist, so daß einschließlich dieses Wasserbeckens die Gesamttiefe des Abgrundes auf 500 Meter anwächst. Vom Juni 1925 bis zum September 1927 hat ein Höhlenforschungsverein aus Verona unter Leitung des Hauptmanns Cabianna in 1475 Meter Höhe in den Monti Lessini 27 Kilometer nördlich von Verona in der sogenannten Spuga della Preta einen Abgrund entdeckt, der gar bis in 637 Meter Tiefe reicht und damit der bei weitem tiefste aller bisher auf der Erde bekannt gewordenen Abgründe ist. Er besteht aus 10 aufeinanderfolgenden Schächten, von denen einer 120 und ein anderer sogar 159 Meter lang ist. Auch dieser Abgrund endet mit einem kleinen See von 15 Meter Durchmesser, der von unzugänglichen Spalten eingesagt ist. Der Abfluß dieses Gewässers ist ebenso wie das obengenannte unbekannt. Der nächste Flußlauf ist die in 125 Meter Höhe, also 1350 Meter unterhalb des Abgrundes dahinstühende Gisch. In dem Abgrund herrschte eine ziemlich konstante Temperatur von 5 Grad Celsius. Um bis zu seiner Sohle hinabzusteigen, hat man an mehreren Stellen Durchlässe, die nur 25 bis 40 Zentimeter breit waren. Künstlich erweiterte röhrenförmige Gänge reinigen müssen. Schließlich wurde jetzt auch noch ein weiterer Abgrund entdeckt, der zwar nicht ganz so tief wie die drei genannten ist, aber doch immerhin den viertiefsten Abgrund der Erde darstellt. Es ist der 420 Meter tiefe Clangabgrund. Wie der Monteneroabgrund, wurde er von 1925 bis Februar 1928 von Cesare Prez und Mitgliedern der Gesellschaft des 30. Oktobers erforscht und Federico Prez-Abgrund benannt. Er liegt in 560 Meter Höhe, 12 Kilometer nördlich von Fiume, und erstreckt sich in die Riviera. Diese vier gewaltigen und äußerst gefährlichen Abgründe ähneln sowohl einander als auch den übrigen bekannten Abgründen in ihrem Bau außerordentlich. Die an Tiefe ihnen am nächsten folgenden Abgründe sind der Trebicianaabgrund bei Triest mit 329 Meter Tiefe, der von Chourun-Martin mit 310 Meter, der von Carlotta in Montenegro mit ebenfalls 310 und der von Racna-Zama in Jfrien mit 260 Meter Tiefe.